

Walker klassisch

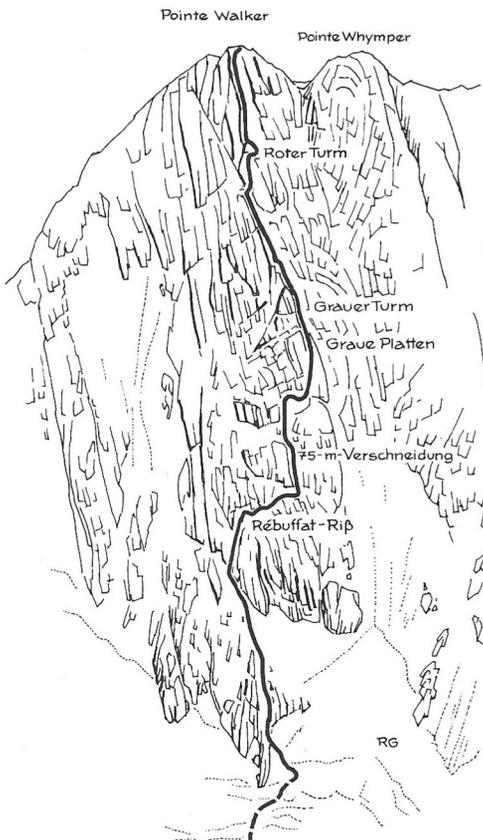
Grandes Jorasses, 4206 m — Walkerpfeiler

Die ideale Linie über den Nordpfeiler der Pointe Walker ist wohl nach wie vor die begehrteste Extremroute der Alpen. In ihrer Schwierigkeit und Länge mag sie von einigen anderen übertroffen werden, jedoch die fern von allem Trubel den oberen Leschaugletscher beherrschende Felsmauer hat ihre Strenge bewahrt. Manchmal weist der Pfeiler über Jahre hinweg keine guten Verhältnisse auf. Jedoch, es ist ohnehin zu fragen, ob man hier gute Verhältnisse abwarten sollte, denn dann ist der Ansturm der Bewerber oft so groß, daß er nicht nur ein ästhetisches sondern auch ein Sicherheitsproblem bedeutet. Wer den erhöhten Schwierigkeiten gewachsen ist, wird deshalb eher dazu neigen, teilweise Vereisung oder Schnee in Kauf zu nehmen und nur auf sicheres Wetter zu achten. Und eigentlich ist ein Walkerpfeiler ohne Eis ja gar nicht „der Walker“. Schon Riccardo Cassin bewies, daß man auch bei Schnee durchkommen kann — wenn auch mit Kampf: Über den „Roten Kamin“ schreibt er:

„Der einzige Weg, um weiter zu kommen, ist am ehesten noch links . . . , wo eine sehr steile Rinne herabführt, durch die von Zeit zu Zeit Ladungen von Eis niederfallen. Ich betrete als erster die Rinne, die von einem auf den anderen Augenblick zu einer Todesfalle werden kann. An ihrem Beginn besteht sie aus blankem Eis, dann aber aus Fels, doch der ist so wenig fest, daß die Haken, die ich einschlage, eine mehr eingebilddete als tatsächliche Sicherung bieten. In der Rinne sind wir bald sechzig Meter emporgekommen, als es zu schneien beginnt. Stückchen von Eis fliegen immer zahlreicher an uns vorbei . . .“

(Aus Riccardo Cassin, In der Nordwand der Grandes Jorasses, in: Österreichische Alpenzeitung Mai/Juni 1949)

Die Kletterei ist von erlesener Schönheit und führt fast durchwegs über luftige Platten aus festem Granit. Selten wird die Schwierigkeit extrem, aber sie bleibt sehr anhaltend im oberen Bereich. Und wenn das Wetter kippt, gibt es nur einen Weg aus der Wand — jeden Meter der Route wieder abseilen und abklettern. Ebenso wie der Aufstieg ist auch der lange Abstieg ernstzunehmen. Karte, Topo und weitere Hinweise siehe Seite 236, 238, 239.



Was hat man schon über ihn gelesen? Was hat man schon von einer Tour zu erwarten, von der jeder gelesen hat und die jeder extreme Bergsteiger meint, einmal begehen zu müssen? Schlangestehen, Seilschaft hinter Seilschaft. Oft rücksichtslose und gefährliche Überholmanöver. Steigen entlang einer Piste, die gesäumt ist von Abfällen und Exkrementen, im Steinschlag der Voraussteigenden.

All das wissen wir. Aber die Faszination der Linie, des Namens und des Rufes ist stärker. Wir wollen den großen historischen Weg gehen, trotz Mode, Massen, Müll. Im Klettergarten haben Wolfgang und ich schon im Winter zu trainieren begonnen — zügiges Klettern, mit schweren Rucksäcken, mit Steigeisen, sind immer wieder verblüfft gewesen, wie widerspenstig vertraute Stellen unter dem Gepäck werden können, aber auch, wie man sich an den Ballast gewöhnen kann.

Chamonix hat uns vor zwei Wochen mit weißen Aiguilles begrüßt. Auf dem Mer de Glace Neuschnee, die Petites Jorasses weiß wie eine Firnwand, der Walker eine

Eissäule. Wir sind traurig gewesen — der Traum ist wieder zerronnen.

Wir haben uns an anderen Zielen getrostet. Der Walker wäre ohnehin mit unserem Gruppenunternehmen schwer zu vereinbaren gewesen. Das Abschiedessen ist gelaufen. Alle sind gesund. Jetzt bricht allgemeine Aufbruchsstimmung aus. Auch Wolfgang packt zusammen. Soll ich ebenfalls nach Hause fahren? Oder in die Dolomiten? Oder noch hierbleiben?

Durch das verödete Lager kommt Robert in der Dämmerung zurück. „Morgen geh' ich zum Walker.“ Das trifft mich wie ein Blitz. „Der geht doch gar nicht.“ „Meine polnischen Freunde waren da, sie meinen, er sei möglich. Kein Wassereis zu sehen.“ „Wie viele seid ihr?“ „Fünf.“ „Dann seid ihr jetzt sechs!“ Ein schelmisches Lachen, ein Händedruck. Rasch fahren wir noch zu den Polen. Es sind erfahrene Leute, sofort ungemein sympathisch und vertraut, Janusz, Marek, Pjotr, Marek. Wir werden uns gut verstehen.

Der Weg von Montenvers nach Leschaux ist eine Einstimmung, wie man sie sich gewaltiger nicht denken kann. Allmählich bleibt der Trubel zurück, seltener werden die Menschen, die Stille gewinnt Raum. Wir sprechen wenig, jeder hängt seinen Gedanken nach, Meditation über den Berg, der langsam emporwächst, wieder ganz Macht gewinnt über uns. Es ist eine alpine Wallfahrt — der Vergleich behält nichts von dem ironischen Klang, den er im Tale hatte. In mir ist eine Ruhe wie selten vor großen Fahrten. Auch der Abend in der Leschauxhütte behält die gleiche Atmosphäre. Nur noch eine andere Seilschaft ist da. Sie will zur Pointe Croz. Es ist kaum zu glauben, aber wir werden die einzigen sein am Walkerpfeiler, werden ihn sogar ohne Spuren vorfinden. Der viele Schnee, die schlechten Verhältnisse, was sind die gegen solch einen Glücksfall. Er wird keine Modetour sein, auch keine reine Felstour, es wird ein Walker sein wie in den Zeiten, die seinen Ruf prägten — Walker *klassisch*.

Grandes Jorasses von Norden. Links Pointe Walker mit Walkerpfeiler, rechts Pointe Croz mit Crozpfiler, dazwischen Pointe Whympfer.



Der Wecker jagt uns hoch. Tapsiges Abklettern unter dem Gewicht der Zwanzig-Kilo-Rucksäcke, beim Schein der Stirnlampen, Lichtpünktchen auf dem Gletscher, der Wand entgegen. Später, im Spaltenbereich, gehen wir am Seil. Wir versuchen von rechts her einzusteigen, werden an der Randkluft abgewiesen, queren dann tief unten über steiles Eis zum Fels. Es lohnt nicht, die Eisen abzulegen. Hier unten soll es normalerweise noch ganz leicht sein, heute beginnt schon wenig oberhalb eine Eiswand, die konzentriertes Gehen auf den Frontalzacken verlangt. Wir steigen der Sonne entgegen. Ab und zu bietet ein aus dem Firn ragender Felsblock solide Standsicherung.

Die erste schwierige Stufe sieht Pjotr und Marek in einen Verhauer laufen. Ich erkenne plötzlich oben den Rébuffatriß. Wir halten uns rechts, finden die günstige Möglichkeit. Schönes, luftiges Steigen über sonnigen Fels. Ich kann es immer noch nicht richtig glauben: Wir sind am Walker! Der Rébuffatriß ist ganz schneefrei, die Steigeisen können in den Rucksack. „Die Kletterei ist wie eine Kürübung“, schreibt Rébuffat über die Stelle. Aber das wäre für andere Passagen treffender als für solch eine teils technische Seillänge. Mit dem klotzschweren Rucksack klettert man auch nicht so elegant wie ein nur mit einer Zipfelmütze belasteter Gaston. Die Sonne verläßt uns schon, als wir oben sind.

Die Schneeblätter, „les Bandes des Neige“, — der Name klingt grazil wie Mozartsche Musik. Leicht und grazil muß man hier auch steigen, über ein Filigran von dünnen Eisschilden queren, die angepappt sind an die glatten Felsplatten. Vorsichtig ritze ich die zerbrechlichen Gebilde mit dem Eisbeil, drücke die Zacken der Steigeisen behutsam ein. Wie zur Demonstration ihrer Zerbrechlichkeit fällt vom „Grauen Turm“ oberhalb ein Eisschild herab, zersplittert in den Platten zu kleinen Stücken, die klirrend über uns hinweg in die Tiefe hüpfen.

Die „Fünfundsiebzig-Meter-Verschneidung“. Es ist schon nach Mittag, als wir diese nächste berühmte Passage erreichen. Die Erinnerung an die Begehungsgeschichte des Anstiegs macht jede dieser

Stellen in besonderer Weise vertraut und bedeutungsvoll. Hier hat Cassin zum ersten Mal biwakiert, Frendo und Rébuffat, Buhl und Schließler, Couzy und Schatz mußten bei ihren ersten Begehungsversuchen von hier im Schlechtwetter umkehren.

Aber uns lacht heute die Sonne. Wir lösen wieder die Steigeisen, packen den Fels an. Alles ist wasserüberonnen, die Rucksäcke behindern. Über der Verschneidung leiten geneigte Platten zum „Grauen Turm“. Gerade die sonst leichteren Seillängen sind bei diesen Verhältnissen besonders heikel und halten auf. Wir wollen Zeit sparen, versuchen es ohne Steigeisen, mit Eiertanz über aus dem Firn ragende Felsköpfechen. Eine vereiste Verschneidung sieht Robert in intensiver Aktion: Auf einer wackligen Eisschuppe balancierend versucht er einen Haken anzubringen. Ein Fluch. Der hölzerne Stil seines Hammers ist abgebrochen. Zum Glück hat er den Hammerkopf aufgefangen — als alpiner Faustkeil ein unvollkommener Ersatz. Auch der Quergang ist vereist, verlangt zeitraubende Hackerei.

Wir sind an den „Dalles Grises“, den „Grauen Platten“. Eine völlig neue Art von Kletterei beginnt. Nach der Eiswand, den Platten und den Verschneidungen folgt jetzt freie Wandkletterei von fast dolomitischer Steilheit und Luftigkeit, Seillänge um Seillänge. Es sind die Hauptschwierigkeiten des Pfeilers, gewiß. Jedoch im milden Licht der Abendsonne werden es für uns die genußvollsten Längen, stellenweise schon knifflig, aber trotz der Rucksäcke nirgends über unserer Grenze. Hier hat sich nicht viel Eis gehalten, lediglich an einigen Überhängen erschwert es das Vorankommen, sitzt sonst nur dekorativ auf. Hinderlicher sind die Wasserstreifen, die die Reibung der Sohlen auf dem Fels verringern. Aber morgen früh werden hier Eisglasuren sein — wir versuchen, noch so hoch wie möglich zu kommen, bevor uns die Nacht erreicht. Stand auf einem abschüssigem Band, später bei einer Quarzader mit Kristallen. Wir würden gern bequemer biwakieren, drängen weiter. Wieder Vereisung, im Halbdunkel noch über einen Überhang und eine Schneerampe.

Eine Seillänge unter dem Kopf des „Tour Grise“ richten wir uns ein, im Gefühl, den Anstieg in der Tasche zu haben — nur noch eine schwierige Seillänge und den „Roten Kamin“, ansonsten weniger schwieriges Gelände. Auch hier, wo wir sitzen, ist ein historischer Platz, Cassins zweites Biwak. Wie überall in dieser Wand auf Schritt und Tritt alpine Vergangenheit wach wird! Man würde eine ganze Dimension des Erlebens verschenken, wäre man nicht mit der Geschichte dieses Pfeiles vertraut, bevor man ihn geht.

Die Nacht bringt Wettersorgen. Den ganzen Tag über haben sich große Wolken aufgebaut, einige Gewitter sind in der Ferne vorbeigezogen. Aber im Gegensatz zu den vorigen Nächten klart es in dieser Nacht nicht auf. In der Ferne Wetterleuchten. Am frühen Morgen ein Gewitter über den Aiguilles Rouges. Am Morgen schon! Bricht das Wetter zusammen? Der Luftdruck ist seit gestern abend um sechs Strich gefallen, alles Klopfen am Höhenmesser ändert nichts. Meine in böser Erfahrung gewachsene Wetterangst wird wieder wach. Nüchterner als gestern abend stellen wir fest, daß wir erst gerade die halbe Pfeilerhöhe bewältigt haben. Wenn die Polen, ohnehin weiter unten, umkehren, sind wir mit unserem Material gar nicht mehr hinreichend ausgerüstet, um unter schlechten Verhältnissen den Durchstieg zu erzwingen, ohne Hammer, mit nur einem Eisbeil, einem halben Dutzend Haken, ohne Eisschraube. Bedauernd sehen wir auf unseren Biwakplatz, den wir gestern so froh eingerichtet haben. Aber ist es nicht vielleicht doch ein wenig unbescheiden gewesen, zu meinen, wir könnten den Pfeiler gleich auf Anhieb so einfach mitnehmen? Gehört nicht vielleicht doch ein längeres Werben um diesen Anstieg dazu, mit Rückzügen und Wiederkehr, bevor sich dieser Wunsch erfüllt? Wir steigen die Rampe hinab und beginnen abzuseilen, treffen auf Marek und Pjotr. Kurze Diskussion. Hier unten in den Platten ist ein größerer Teil des Himmels zu übersehen. Es herrscht Ostwind, und der Osthimmel ist klar. Die Umkehr wird abgeblasen. Wenn feststeht, daß die anderen auch weitergehen, sind wir zufried-

den. Wir bekommen Haken, Marek gibt Robert seinen Hammer, und wir übernehmen wieder die Spitze des Unternehmens. Es beginnt plötzlich zu graupeln, aber das kann uns jetzt in unserem Entschluß nicht irremachen. Wir steigen nach oben aus. Zur Beschleunigung des allgemeinen Tempos fixieren wir ein Seil, an dem die anderen mit Jümars aufsteigen.

Der „Fil de l'Éperon“ beginnt. Ein luftiger Reibungsgrat, wie aus dem Bergell geholt. Er überrascht uns mit unerwarteten Schwierigkeiten. Glatte Platten, Unklarheiten über den genauen Routenverlauf. Irgendwie verpassen wir die beste Linie, wissen, daß sich hier Terray und Lachenal nach rechts verstiegen haben, halten uns deshalb wohl zu sehr an die Gratschneide. Einmal komme ich auf einer Platte in echte Verlegenheit, habe auch die Haken vergessen, rette mich aus einer aussichtslosen Position nur knapp in die nächste und bin ziemlich abgekämpft, als ich nach einigen Zickzack-Quergängen endlich wieder Haken und Stand finde. Weiter oben locken mich Haken nach links auf eine unheimlich luftige Platte. Ich merke, daß das falsch ist und lasse mich auf einen Quergang an einem angepappten Eisschild ein. Die Trittkerben brechen aus, ich hänge mit den Händen an der Oberkante des Schildes, kämpfe um neue Kerben und sortiere mich schließlich erleichtert an Haken über den Überhang zurück auf die Kante. Endlich wird der Grat breiter. Der „Rote Turm“ ist nähergerückt und zeigt überraschend wenig Eis.

Das Wetter macht inzwischen wieder auf Cumulus Nimbus. Über den Aiguilles sieht es schon bedrohlich aus. Die geringelte Schlange des Mer de Glace verliert sich in bleiernes Dunkel. Hier im Leschauxkessel scheint noch die Sonne, auch oben der Grat steht noch gegen leuchtendes Blau. Aber wir spüren, es ist die Ruhe vor dem Sturm. Wie lange noch?

Das „Couloir Rouge“, der „Rote Kamin“, letztes Bollwerk des Riesenpfeilers. Von dieser Passage sprechen fast alle mit Respekt. Viele haben hier mit Eis gerauft oder gar im Wettersturz ums Überleben gekämpft. Wir haben Glück, es ist tatsächlich wenig Eis da. Die erste Seillänge fällt

an Robert. Er steigt los, reißt gleich zum Auftakt einen Haken heraus, versucht, ihn wieder reinzuschlagen — da ist das Gewitter über uns! Blitz und Donner. Wolken quellen über den Grat. Die Pickel beginnen zu surren. Graupeln hüpfen über die Platten. Oben aus der Rinne neben dem „Roten Turm“ schießt plötzlich ein meterdicker Strahl von Graupeln, ergießt sich in das Couloir über uns, verwandelt in Sekundenschnelle den aperi Fels in weiße Winterlandschaft. Wir flüchten unter Überanzug und Wettersack, warten ab, sehen zu, wie unser Weiterweg zum Problem wird. Mir wird bewußt, wie sehr mich nach der schlaflosen Nacht die Verhauer am „Fil de l'Éperon“ angeschlagen haben, und als das Schneien nachläßt, überlassen wir gern Pjotr den Vortritt. Dafür haben wir zu warten. Ich versuche, auf den Rucksack gelehnt, im Wettersack zu schlafen, und es gelingt sogar.

Es ist schon Abend, als die Reihe an mir ist, nachzusteigen. Winter ringsum, vereiste und verschneite Platten, ein Seil, das durch Nebel und Schneetreiben hochführt, vereist. Ich hangele mich hoch, gelange in den Kamin, wo die anderen in bizarren Stellungen frierend herumstehen und bekomme erklärt, was man von mir erwartet: Hochzusteigen und auf dem Weg zu Pjotr möglichst viel Material mitzunehmen. Zu Pjotr führt ein Seil, und wenn man ermißt, was für ein Kampf es war, es dort hinaufzubringen, fragt man nicht mehr, wo der Nachmittag geblieben ist. Wildes Gewuzel, am fixierten Seil hangelnd hoch, ab und zu ein Haken, wo mir die Leiter hilft. Die Prusikschlinge vereist rasch, ist pure Dekoration, auf die ich mich besser nicht verlasse. Die Angelegenheit ist schrecklich anstrengend hier oben auf fast viertausend Meter, aber ich behalte den Rucksack auf und fühle mich auch nach dem faulen Nachmittag wieder ausgeruht. Da steht Pjotr, ich sage ihm meine Anerkennung für diese Seillänge, in möglichst vielen Sprachen. Er versteht, grinst zufrieden. Was kann schon kommen, womit wir nicht fertig werden? Zumindest fühlen wir so. Auf einer schrägen Platte hole ich Robert nach. Es wird dunkel. Der Schnee auf der Platte, zuerst zu einem hübschen Tritt zusammengepappt,

► Einstiegeisfeld (Seite 86) und Allainriß (Seite 87).

►► „Bandes de Neige“, im Hintergrund Petites-Jorasses-Westwand.

Gegenüber: Tiefblick in der 1. Seillänge der 75-Meter-Verschneidung.

bröckelt weg, ich stehe erbärmlich, hänge halb im Haken, schlage die Stiefel gegen die Wand, um die eingeschnürten Zehen bei Gefühl zu halten. Der Tiefblick hinab zum „Lincieu“ ist gewaltig, brutal in der Kälte des Schnees. Es hat endlich aufgehört zu schneien.

Robert kommt, packt den Weiterweg an. Wir müssen unbedingt noch bessere Plätze für ein Biwak erreichen. Voller Einsatz beim Klettern über die tief verschneiten und vereisten Platten. Die Steigeisen schlagen Funken, ein gespenstischer Anblick im Dunkeln. Ein paar Haken lassen sich finden, geben etwas Sicherheit. An einem Spalt verschwindet Robert außer Sicht. Oben Rumoren. Hammerschläge. Lampenschein. „Hier ist keine Plattform!“ Ich folge, wühle mich im Finstern hoch, schleppe das Sechzig-Meter-Seil hinter mir her für die anderen. Die Kälte beißt in die Hände. Balancierend auf Steigeisen wärme ich die Finger im Kragen. Dann wieder in den vereisten Fels greifen, den Spalt hoch, luftig zur Kante, zum Stand, in einer wilden Erregung, ja Freude. Schließlich der erlösende Ruf, die Plattformen für das Biwak. Sie sind zwar nicht so bequem wie erhofft, abschüssig und schmal, aber Welch ein Komfort gegen die Trittschneide im Couloir. Nach und nach ranken sich alle an den Seilen hoch, beginnen sich einzuspinnen und häuslich niederzulassen. Gegen Mitternacht finden wir endlich Ruhe. Im Bewußtsein, daß der Rest des Pfeilers mit Sicherheit keine unüberwindlichen Probleme mehr stellen wird, läßt sich schlafen. Mond schimmert durch die Wolken, und einige Sterne versprechen eine kalte Nacht.











◀ Platten über der 75-Meter-Verschneidung.

▶ Am Pendelquergang, unten eine Seilschaft in der letzten Seillänge der 75-Meter-Verschneidung.

▶▶ Am Beginn der Grauen Platten.

Gegenüber: Am vereisten Riß des Roten Turms.

Sie wird unruhig. Robert und ich sitzen auf der scharfen waagrechten Oberkante eines vor der Wand stehenden Blockes. Trotz notdürftig installierter Polsterungen gräbt sie beharrlich eine Querrinne in unsere Sitzflächen, besonders wenn die polsternden Schlingen verrutschen. Aber ich beschliesse zu schlafen und schlafe auch. Und ich träume von einer grünen Wiese, auf der ich faulenze und auf Fragen von Freunden nach unserer letzten Tour stolz den Walker nenne. Und ich fahre hoch, und finde mich in der Selbstsicherung hängen und sehe totenbleichkalte Berge und fahre zusammen vor der Erkenntnis, daß wir noch mittendrin stecken in dem gerade rückblickend genossenen Unternehmen. Und Robert flucht nebenan in der Rinne, daß ich ihn vom Block geschubst habe . . .

Ein frostiger Morgen dämmert herauf, entfaltet das phantastische Panorama. Nur allmählich kommen wir in Gang. Unser Trockenspirituss ist verbraucht, Janucz kommt zu uns herauf und kocht uns auf dem Gaskocher einen großen Topf Tee — ein herrliches Geschenk. Zum Aufbruch gleich als harte Nuß eine wild vereiste Wandstufe, dann geneigter Fels, ein Blockgrat im Sonnenlicht. Wir steigen ruhig, fast ausgeruht, mit voller Konzentration. Zum Schluß eine steile Wand, im Schnee noch einmal beträchtliche Schwierigkeiten, Platten leiten nach links zu einem Gratstück. Die letzte Seillänge fällt an mich. Sonnige Felsstufen mit grünem Olivin und flechtenüberzogenem Granit leiten zur Wächte, die in makellosem Bogen die Wand versiegelt. Immer langsamer steige ich, nachdenklich. Man könnte den













Walker noch einmal begehen, aber nie wieder zum ersten Male. Und einen so unberührten Walker, in solchen Verhältnissen, mit solchen Kameraden? Die Vergänglichkeit des Augenblicks wird mir bewußt wie selten.

Ich quere die Wächte an, zerstoße bedauernd eine Reihe glitzernder Eiszapfen, hänge den letzten Haken ein, mehr Symbol der Vollendung des Anstiegs als Notwendigkeit. Ein Blick hinab zu Robert, der gespannt zuschaut. „Das erleben wir

nur einmal.“ Er nickt traurig. Ich gebe mir einen Ruck, schlage die Kerbe, ramme das Eisbeil oben ein und stehe am Gipfel.

„Sind wir nun Sieger oder Besiegte?“ fragt Robert. „Ich weiß es nicht.“ Oder wie wird André Contamine zwei Tage später sagen, als wir in einem Café in Chamonix zusammensitzen: „Au sommet on pleut, parce qu'un grand désir est fini.“ „Am Gipfel weint man, weil ein großes Verlangen sein Ende gefunden hat.“ ❁

◀ Tiefblick von der Gratkante etwa 100 Meter unter dem Gipfel zum Leschauxgletscher und Mer de Glace. Auf der sonnigen Seite schmilzt und verdampft der Schnee schon wieder . . .

▲ . . . während die Gipfelwand sich winterlich gibt.

Rückkehr

Grandes Jorasses, 4206 m — Normalweg

Unter Viertausendersammlern gilt der Normalweg der Grandes Jorasses als ein anspruchsvolles Unternehmen, und das zu recht. Für einen Begeher eines der Nordanstiege dagegen wirkt er natürlich technisch leicht. Jedoch auch diese tun gut daran, seine Tücken aufmerksam zu beachten und erst dann abzuschlafen, wenn sie die Boccalattehütte erreicht haben. Die Route bei Nebel und Schlechtwetter zu finden, kann hochdramatisch werden. Karte und weitere Hinweise siehe Seite 236, 238.

Eine sonnige Gipfelstunde neben der rokoartig verspielten Gipfelwächte der Pointe Walker. Eine von jenen Stunden im Gefühl, alles erreicht zu haben, was wir je erreichen wollten. Einer von jenen Momenten, in denen wir meinen, wir könnten das Leben ohne Bedauern loslassen.

Womit wir uns sicher täuschen.

Hunger und Durst und Sehnsucht nach Ruhe treiben uns hoch. Auch der Gedanke an die Familie. Und auch ein wenig der kaum eingestandene Wunsch, das Abenteuer dieser Anstrengung und dieser gewaltigen Eindrücke zu Ende einzufahren in den Besitz unserer abgeschlossenen Leistungen, auf die wir in aller Demut auch stolz sind.

Der Schnee der Südflanke ist faul. Nahe dem Südostgrat laufen wir die Hänge hinab, hinein in den Nebel, immer den vor uns abrollenden Schneebrocken nach, in den obersten Boden des großen Gletschers. Die drohenden Séracs über uns bleiben verhüllt, aber die überall herumliegenden Eistrümmer treiben zur Eile. Erst an der Felsrippe unter der Pointe Whymper wissen wir uns wieder einstweilen sicher.

Der Fels zeigt Steigspuren. Wir werfen uns hin, plötzlich müde. Das Wetter sieht gar nicht mehr so beruhigend aus.

Wir raffen uns wieder auf. Die Felsen erweisen sich als gut gestuft. Aber unsere Finger sind vom Klettern im Schnee aus-

Tiefblick vom Gipfel der Pointe Walker zum letzten Standplatz. Links oben die Westwand der Petites Jorasses, rechts der untere Teil des Hirondellesgrates und der Frebouzegletscher.

gelaugt und zwischen den Nägeln und Kuppen geborsten, und sie jetzt nach einigen Stunden zum ersten Male wieder an Griffe zu legen, das ist Tortur. Ich sehe meine Hände auf einmal ganz bewußt und fast überrascht, wie über etwas Fremdes, noch nie gesehenes. Diese unscheinbaren Hände, die mich schon so oft an Winzigkeiten über der Tiefe gehalten haben, und die mir doch sensibel die feinen Details einer Felsoberfläche ebenso mitteilen können wie die von zarter Haut. Diese verschrumpelten, zerkratzten Wunder, die ein Teil von mir sind und die mich mit einem Male vor Dankbarkeit fast zu Tränen rühren.

Am Fuße der Rippe erreichen wir die Wolkenuntergrenze. Jenseits des steilen zerrissenen Gletschers sehen wir nun auch im trüben Licht die Reposoirlfelsen, die entscheidend wichtige Landmarke, ein Kap der Guten Hoffnung. Alte Spuren weisen dorthin.

Wir haben die halbe Flanke hinüber gequert, als wir plötzlich Stimmen hören. Stimmen! Andere Menschen! Sie kommen von oben, aus dem milchigen Weiß. Wieder. Und dann lösen sich Gestalten aus dem Nebel, die uns freudig begrüßen. Es sind Egon und Günter und Reiner, die vor drei Tagen mit uns gemeinsam von der Leschauxhütte aus aufgebrochen sind — Ewigkeiten scheint es her — und die den Crozpfleiler hinter sich haben. Nach Stürzen und Kampf suchen sie jetzt ebenso den Abstieg wie wir.

Der Berg lebt. Mit so vielen Leuten in der Gegend kann ja gar nichts mehr schiefgehen. Zumindes geraten wir in solche Stimmung. Obwohl es der unter mir

nachgebenden Spaltenbrücke direkt vor den Reposoirlfelsen beinahe gelingt, mich eines Schlechteren zu belehren.

Und so leicht sind die Felsen dann auch nicht. Jedenfalls nicht mit all dem Gepäck und den nassen Seilen auf den Rucksäcken und den wunden Fingern, auf die auch noch all die in Breitfront bergab tastenden Stiefel kerniger Mitstreiter zu treten drohen. Obendrein ist die Rippe mit dreihundert Höhenmetern lästig lang.

Von ihrem unteren Ende dehnt sich wieder ein zerrissener Gletscher mit einer Spur, der ich nicht traue. Etwas unwillig seilt sich Robert wieder mit ein, ehe wir unseren Gefährten folgen, die schon seilfrei davonmarschieren sind.

Weiter unten läßt sich das andere felsige Ufer gewinnen, bevor es wieder zu einer hohen Wand wird. Über geschliffene Felsen steigen wir weiter ab, bis wir plötzlich auf dem Blechdach der Boccalattehütte stehen. Wir haben es geschafft. In Wärme, mit warmen Getränken im Bauch, sinken wir bald in Schlaf. Auf Matratzen, unter Decken, am Ufer der Zivilisation.

Beim Frühstück fällt uns ein, daß wir in Chamonix für heute vormittag elf Uhr vereinbart hatten, beim Ausbleiben einer Rückmeldung solle ein Hubschrauber nach uns suchen. Das Rifugio hat kein Telefon. Und Hubschrauberrechnungen sind teuer. So mache ich mich schleunigst noch vor meinen trödeligeren Kameraden auf den Weg.

Besonders die dünnen Kettchen an einigen plattigen Felsstellen und das Stachelgras, das in die offenen Wunden unter den Fingernägeln sticht, peinigen mich. Und die Zehennägel, die vorn gegen die Stiefelspitzen stoßen. Selten bin ich so marode von einem Berg gekommen.

Um zehn Uhr erreiche ich endlich im Tal eine Bar mit Telefon. Chamonix läßt sich nur über Mailand via Fernamt anwählen. Erst um vier Minuten nach elf habe ich schließlich das Büro Hautes Montagnes an der Strippe. Der Hubschrauber ist noch nicht in der Luft. Uff!

Nun ist Zeit, in Muße auf die anderen zu warten, in Vorfreude auf das große Fressen bei Filippo. Animalische Dimensionen wird es annehmen! ❁